AB
B 8064

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-1192015415-240328604-18

3:00

D w.

106.

Ki. (106)

L

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-1192015415-240328604-18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-1192015415-240328604-18

Der Patriot.

Inländische Fragen.

Von

L. Buhl.

BIBLIOTHEK des DOM-GYMNASIUMS ZU MERSEBURG

Erstes Heft:

Das alte Preußenthum.
Die Volksschule als Staatsanstalt.
Religiöse Caricaturen.
Kleiner Krieg.

DOM-GYMNASIUM ZU MERSEBURG

Berlin, 1842.

Verlag von Wilhelm Hermes.

L 193,1

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

AB: B 8064 (114)

Das alte Preußenthum.

Wer wollte es läugnen, daß Preußen im Kampfe für seine und für Deutschlands Unabhängigkeit Großes gethan hat? Wollte es Jemand wagen, so würde ihm die Geschichte sagen, daß Preußen der Welt ein unerhörtes Beispiel gegeben hat, das Beispiel eines Staates, der gerade aus seiner Erniedrigung und Unterdrückung die Kraft der Wiedererhebung geschöpft hat. In der Zeit der schwersten Prüfungen vollführte es die Reorganisation des Staates und der Verwaltung, und als die Stunde des Kampfes gekommen war, gab es den Völkern das Signal und stellte sich an die Spitze der Bewegung. Das war groß und heldenhaft.

Man kann dieß anerkennen, ohne in jenen beschränkten, eitlen, rodomontirenden Patriotismus zu verfallen, der sich alljährlich auf den Festessen bei Jagor so stolz in die Brust warf, und sich von der versificirten Begeisterung des Hofraths Förster nährte. Das war ein abgestandener und schaaler Patriotismus, der sich längst überlebt hatte, der mit vergangenen Großthaten kokettirte, weil sie ihm Gelegenheit zu großsprecherischen Trink-

sprüchen gaben. Je deutlicher er seine innere Hohlheit fühlte, desto lauter lärmte er. Aber im Volke fand er keinen Wiederklang.

Die „große Nation" hat sich oft ihre Eitelkeit müssen von uns vorwerfen lassen. War aber diese prahlerische Selbstberäucherung, dieses ewige Umhertreiben in alten Traditionen etwa gehaltvoller, weil wir es uns zu Schulden kommen ließen? Ein Volk mag stolz sein auf seine ruhmvollen Thaten, aber es soll dieselben nicht zum Lotterbette seiner Thatlosigkeit machen. Die Ereignisse der Jahre 1813—15 waren längst in unser Volksbewußtsein übergegangen, und es war daher unnöthig, unaufhörlich mit ihnen zu paradiren. Wenn solche Erinnerungen lebendig bleiben sollen, so müssen sie den Antrieb zu neuen Thaten geben. Auch Lorbeeren welken mit der Zeit.

Wo ein Volk zu laut auf seine Vergangenheit pocht, kann man es immer als ein Zeichen ansehen, daß die Gegenwart ihm entfremdet ist; gerade da, wo der Verfall eingerissen ist, spiegelt man sich am liebsten in entschwundenen Tugenden und Thaten. Nie wurden die republikanischen Tugenden in Rom so laut gefeiert, als zu der Zeit, wo sie nur noch in der Geschichte lebten. Nie wußte sich Griechenland so viel mit seiner Bildung, als in der Zeit seiner Entartung. Nie war das Vertrauen auf den Staat Friedrichs des Großen unerschütterter, als in der Zeit, wo er in Trümmer fiel. Wo der Geist entschwunden ist, klammert man sich immer an die Formen an.

Und doch haben wir schon selbst ein Mal die Folgen der Selbstüberschätzung erfahren, und die Erinnerung

daran muß uns immer mahnend vorschweben. Schon ein Mal ist das Verderben über Preußen hereingebrochen, weil man die Wachsamkeit versäumt hatte. Friedrich der Große hatte uns ein reiches Capital des Ruhms hinterlassen, von dem wir glaubten für ewige Zeiten zehren zu können. Als aber die Stunde der Noth kam, war es erschöpft. So geht es jeder Zeit, die sich mehr auf die Vergangenheit als auf sich selbst verläßt. Je fester die Zuversicht gewesen, desto größer war die Betäubung. Er, so glaubte man wenigstens, war der gute Genius, der Preußen beständig umschwebte, und der schon erscheinen würde, wenn man ihn riefe. Man rief ihn, und er kam nicht: er hatte uns verlassen, weil wir uns selbst verlassen hatten. Was Friedrich der Große gethan, das hatte er nur im Bunde mit der Zeit thun können; er war nicht bloß der Held des siebenjährigen Krieges, sondern auch der Held der Aufklärung und des Fortschritts gewesen. Alle seine Schöpfungen waren aus dem Bedürfnisse seiner Zeit hervorgegangen, und weil er dieses erfaßt hatte, wurde er groß und mächtig. Als er aber starb, ging schon im Westen die Morgendämmerung einer neuen Geschichtsepoche auf, die neue Forderungen, Bestrebungen, Gestaltungen herbeiführte. Der röthliche Schein der neuaufgehenden Sonne strahlte auch nach Osten, aber mit so blutrother Färbung, daß sich allgemeines Entsetzen erhob. Es entspann sich der Kampf zwischen der neuen und alten Zeit. Preußen, das ganz der Gegenwart angehörte, beging den Irrthum, für die Vergangenheit in den Kampf zu ziehen, und diesen Irrthum büßte es mit seinem Falle. Nun kam es an den Tag, daß ein Staat keinen andern Talisman hat

als unausgesetztes Streben, Fortbilden und Beharren bei seinem Lebensprinzipe.

Diese Erinnerung soll keine Kassandra-Prophezeihung sein; eine solche würde höchst unzeitig und unmotivirt sein. Aber gerade in den Zeiten der Ruhe mag man an die Zeiten der Gefahr zurückdenken und darin einen Antrieb zu fortwährender Wachsamkeit finden.

Die Wiedergeburt Preußens hat uns den Beweis gegeben, daß ihm eine unverwüstliche Lebenskraft eingepflanzt sei. Ein Staat, der eine solche Probe besteht, dokumentirt einen dauernden Beruf; wem die Geschichte keine nothwendige Mission zugedacht hat, mit dem giebt sie sich nicht so viele Mühe; es war eine Kur auf Tod und Leben, die kein schwacher Körper verträgt. Indeß wäre es doch gefährlich, es noch ein Mal auf einen solchen Versuch ankommen zu lassen und uns wiederum der Selbstverblendung und der Selbstüberschätzung hinzugeben, welche die Ursache unsers Verderbens gewesen waren.

Es soll nicht gesagt werden, daß wir noch ein Mal eine solche furchtbare Katastrophe zu bestehen haben könnten. Wir sind vielmehr der festen Ueberzeugung, daß es einer solchen nicht mehr bedarf, und daß eine solche nicht mehr eintreten kann. Diese Zuversicht stützt sich auf die Institutionen, welche wir unsern Unglücksjahren verdanken. Die Monarchie Friedrich des Großen war auf die Spitze einer hervorragenden Persönlichkeit gestellt; der Geist eines Mannes hatte Preußen zu einem Staate ersten Ranges emporgehoben; sein Geist war das Agens, welches die Maschine, denn das war der Staat damals, in Bewegung setzte. Wenn diese mit ungeschwächter Kraft fortarbeiten sollte, hätte sich auch der große Geist

forterben müssen. Als dieser entschwand, als die Spitze zusammenbrach, fiel das ganze Gebäude in sich zusammen.

Unser Staat dagegen, wir können es mit freudigem Stolze sagen, hat einen festern Bestand; die Gesetzgebung der Jahre 1807—1812 hat ihm eine Grundlage gegeben, welche nicht ein Windstoß umstürzen kann. Es bedarf daher bei uns auch keines Neubaus, sondern nur der Weiterbildung und der Vervollständigung des damals Begonnenen. In diesem liegt die Stärke des jetzigen Staates. Diese wahrhaft glorreiche Zeit hat uns Vieles von dem gegeben, was Frankreich nur mit den gewaltigsten innern Kämpfen erringen konnte. Ohne Revolution sind bei uns durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit die Menschenrechte geltend gemacht und die Erhebung des Unterthanen zum Staatsbürger wenigstens vorbereitet worden. Hemmende Schranken, lästige Fesseln fielen auf den Wink der Regierung, die sich an die Spitze, nicht der Revolution, sondern der Reform gestellt hatte. Die Zünfte wurden aufgehoben, die Juden in den Staatsverband aufgenommen, wenn auch noch nicht ihren christlichen Mitbürgern gleichgestellt. Auch das Heer wurde auf eine volksthümliche, ja man könnte sagen, auf eine demokratische Weise organisirt, was früher nicht möglich gewesen wäre, wo der Staat seinen Unterthanen als etwas Fremdes und Unnahbares gegenüberstand. Die Früchte dieser Bestrebungen werden nicht ausbleiben, und wir können getrost der Zeit entgegensehen, wo sie sich bewähren sollen. Als der Korperalstock die Armee regierte, konnte der Verlust einer Schlacht den Staat an den Rand des Unterganges führen. Jetzt, wo die allgemeine Landesbewaffnung eingeführt und der Bürger mit

stärkern Banden an den Staat geknüpft ist, würde uns ein Schlag nicht mehr niederstürzen können.

Also seien wir immerhin stolz auf eine große Zeit, aber nicht eitel. Lassen wir uns durch den Hinblick auf unsere frühern Großthaten nicht zum Hochmuthe und zur Prahlerei verleiten, die uns einschläfern würden und die Sympathieen Deutschlands nothwendig gegen uns aufregen müßten. Wie viel Grund wir auch haben mögen, unser Preußenthum zu erheben und zu feiern, so mögen wir uns doch hüten, es auf eine für unsere Stammverwandten lästige Weise auszuposaunen, die gegen solche Ueberhebung nur protestiren können und sich durch unsere Prahlerei entfremdet fühlen müssen. Preußen ist die Hauptmacht Deutschlands, Preußen ist auserkoren, den Zug der Deutschen Stämme zu leiten, und ohne Preußen giebt es für Deutschland kein Heil und keine Sicherheit. Gewiß! Aber es ist nicht minder wahr, daß auch Preußen Deutschlands bedarf, und daß es allein in den kleinern Deutschen Staaten einen festen Stützpunkt und seine natürlichen Bundesgenossen zu suchen hat. Mögen das die Wort-Preußenthümler nicht übersehen, und sich daher hüten, uns durch ihre Renommisterie Gesinnungen zu entfremden, die uns höchst nöthig sind.

Das ewige Hosiannahsingen, die maßlose Selbstgenügsamkeit, die nicht müde wird, sich in ihrer Vortrefflichkeit zu bespiegeln und immer auf dem Gipfel der Vollkommenheit zu stehen meint, ist das alte Preußenthum, das nicht ganz unter dem Kanonendonner der Schlacht von Jena begraben worden ist. Dieß gebehrdete sich eben so vermessen, trotzig und renommirend, obschon es sich ganz hohl und gehaltlos erwies. Jetzt

scheint freilich seine Zeit so ziemlich vorüber, und wenn es noch hie oder da auftaucht, so ist das ein Spuk, der nicht mehr lange sein Wesen treiben kann.

Dieses Preußenthum ist ein offenbarer Abfall vom Prinzip des Preußischen Staates. Mögen andere Staaten bei dem Bestehenden und bereits Erworbenen beharren, und in ihren geschichtlichen Erinnerungen schwelgen. Preußen kann und darf das nicht, wenn es seine hohe geschichtliche Mission nicht aufgeben will. Von Preußens Geschichte ist bis jetzt nur das erste Kapitel geschrieben, zu dem andern hat es noch den Stoff zu liefern. Vorwärts! ist Preußens Motto. Man hat Preußen oft und mit Recht den Staat des Fortschrittes genannt; das soll aber kein Wort für uns bleiben, sondern lebendige, schöpferische That sein, die sich in neuen Gestaltungen ausprägt. Ferner hat man gesagt, Preußen sei der protestantische Staat. Auch das ist wahr. Damit kann aber nicht bloß gemeint sein, daß Preußen statt der Dekretalien und Concilien die symbolischen Bücher als Autorität anerkenne. Beharren bei der Autorität und Tradition, wie sie auch heißen möge, wäre ja nur Katholicismus mit einem andern Namen. Ebensowenig darf diese Bezeichnung nur im religiösen Sinne genommen werden: Preußen soll seinem ganzen Wesen nach protestantisch sein, protestantisch auch in der Politik; es soll gegen jede Tradition und Autorität protestiren. Jede Entwickelung, auch die von einem ursprünglich freien Impulse ausgegangene, verknöchert sich zur Tradition, wenn sie als ein Letztes, Höchstes, Unübertreffliches festgehalten wird.

Eine beneidenswerthe Aufgabe ist Preußen von der

Geschichte zugetheilt worden; diese Gunst der Verhältnisse legt ihm aber auch die Verpflichtung auf, sein Ziel nie aus den Augen zu verlieren und seines Princips immer eingedenk zu bleiben. Nur durch dieses ist es groß geworden, nur durch dieses kann es sich auf seiner jetzigen Stufe erhalten, oder vielmehr die ihm gebührende gewinnen. Verläugnet es sein Princip, so wird es verworfen werden, wie der faule Knecht, und die Mission an einen andern übergehen.

Also unaufhörlicher Fortschritt! Unabläßige Protestation gegen das Alte! Rastlose Entwickelung! An Stoff wird es uns fürs Erste nicht fehlen. Wir brauchen nicht einmal an neue Schöpfungen zu denken, sondern bloß an Ergänzung und Vervollständigung der bereits vorhandenen. Durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung ist z. B. den Städtebürgern Autonomie zugestanden worden; sie haben das Recht der Selbstverwaltung erhalten. Gewiß, eine Institution, die der höchsten Anerkennung werth ist; soll sie aber eine isolirte und bloß auf die Städte beschränkte bleiben? Als ein nothwendige Konsequenz würde sich mindestens ergeben, daß das flache Land eine analoge Verfassung erhielte, die sich längst als dringendes Bedürfniß herausgestellt hat. Auch lag es in dem ursprünglichen Plane, die Landgemeinden, nach dem Muster der Städte, in selbstständige Kreise zu organisiren; aber die Ausführung gerieth ins Stocken, man weiß nicht recht, warum. Hier haben wir also einen Widerspruch, der beseitigt werden muß.

Ferner gereicht es der Stein-Hardenberg'schen Epoche zum unvergänglichen Ruhme, daß sie den Druck der Juden gemildert, und dieselben zu Staatsbürgern erhoben

hat. Doch wurde die Emancipation nicht so weit ausgedehnt, wie es Gründe der Humanität und einer wohlverstandenen Politik in letzter Instanz fordern: die Juden blieben von allen Staatsämtern ausgeschlossen. Auch wurde sogar später die Einräumung der bürgerlichen Rechte auf die alten Provinzen der Monarchie beschränkt. Ein neues Juden-Gesetz ist eine Forderung, die nicht lange mehr unberücksichtigt bleiben kann. Freilich dürfte dasselbe nicht in dem Sinne des Entwurfs abgefaßt sein, den die Zeitungen vor einiger Zeit mitgetheilt haben. Es könnte nur dann befriedigend sein, wenn es aus dem liberalsten Sinne hervorginge und alle Fesseln sprengte, die noch auf ihnen lasten: mit einem Worte, die Juden müßten den Christen in jeder Beziehung gleich gestellt werden. Wie sollte auch der Unterschied der Religion eine bürgerliche und politische Beschränkung begründen? Die Juden haben hinlänglich gezeigt, daß sie die Idee des Staates, dem sie angehören, in sich aufgenommen haben, und daß sie die Religion nicht den Bürgerpflichten entfremdet. Ihr heißester Wunsch ist es, statt Preußischer Juden jüdische Preußen zu sein. Und warum wollte es der Staat verschmähen, sich eine so zahlreiche Klasse der Bevölkerung vollständig zu incorporiren? Die Juden werden und können nur so lange ihre Besonderheit festhalten, als der Staat noch Barrieren zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern bestehen läßt. In Frankreich ist die vollständige Gleichstellung längst erfolgt, und dieselbe hat nur heilsame Folgen gehabt. Schämen wir uns nicht, Frankreich in dem nachzuahmen, was es Gutes hat.

Ein anderes Feld für Reformen bietet unsere Gesetzgebung. Die Nothwendigkeit einer Revision unserer Ge-

setzgebung ist zwar längst anerkannt, und es wird seit vielen Jahren daran gearbeitet; indeß haben sich bis jetzt nur sehr unerhebliche Resultate ergeben. Wir dürften die Erfolglosigkeit dieser Bemühungen kaum zu beklagen haben, da sie in einem Geiste geleitet wurden, der das Bedürfniß unserer Zeit durchaus verkannte. Während sich als Hauptmangel unsers bisherigen gesetzlichen Zustandes gerade der Mangel einer festen und allgemein anerkannten Norm geltend machte, da das A. Landrecht nur die Bedeutung eines subsidiarischen Rechts haben sollte, und dasselbe vielfach durch lokale und provinzielle Rechtsbestimmungen in seiner Allgemeingültigkeit beschränkt wurde, schien es sich die Gesetz-Revision gerade zur Aufgabe gemacht zu haben, diesen Zustand durch Wiedereinführung der bereits größtentheils in Vergessenheit gekommenen Provinzialrechte für immer festzusetzen. Vom staatlichen Gesichtspunkte aus müßte vorzugsweise Preußen daran gelegen sein, Einheit des Rechts herzustellen, da Preußen aus ganz heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, die, wenn dieser verworrene Rechtszustand fortdauern sollte, sich nie dem Gesammtkörper assimiliren können. Statt dessen suchte die Gesetz-Kommission die Partikularitäten noch fester zu begründen. Durch das Ausscheiden des bisherigen Vorstandes der Kommission sind freilich wieder neue Hoffnungen rege geworden, denen die neue Zusammensetzung derselben ein großes Gewicht giebt. Sie hat eine große und schöne Aufgabe zu erfüllen, dem Staate durch die Einheit der Gesetzgebung eine neue Stärke zu verleihen, wobei, wie zu erwarten ist, das vielfach ausgesprochene Verlangen nach Mündlichkeit und Oeffentlichkeit nicht unberücksichtigt bleiben wird.

Auch eine Reform des Postwesens scheint im Werke zu sein. Das Interesse des Handels, der Industrie und der allgemeinen Wohlfahrt fordert eine solche. Die jetzige Gestaltung des Postwesens in Form des Monopols schreibt sich aus einer Zeit her, wo die Privat-Industrie einer solchen Aufgabe noch nicht gewesen war, und das Einschreiten des Staates mußte daher als eine Wohlthat betrachtet werden. Jetzt haben sich die Zeiten geändert und das Monopol ist drückend und unnütz geworden, wenigstens hinsichtlich der Personenbeförderung. Indem der Staat nicht nur mit der Privat-Industrie in Konkurrenz tritt, sondern diese auch, seines Vortheils wegen, niederhält und erschwert, übernimmt er ein Geschäft, das nicht zu seiner Würde paßt und das Haß und Neid erregen muß. Im Allgemeinen läßt sich der Grundsatz aufstellen, daß der Staat nur da selbstthätig eingreifen muß, wo die Privatkräfte nicht ausreichen. Diese würden aber jetzt durchaus im Stande sein, die Personenbeförderung zu übernehmen, und die Folge könnte nur sein, daß die Konkurrenz dem Publikum wohlfeilere Preise erwirkte. Wenn auch die Briefbeförderung dem Staate gelassen werden müßte, so wäre doch hier wenigstens eine Herabsetzung des hohen Tarifs zu wünschen, welcher den Verkehr erschwert.

Dies sind nur einige Punkte, welche sich als unvermeidliche Konsequenzen bereits bestehender Einrichtungen darstellen, oder aus einem so dringenden Bedürfnisse hervorgehen, daß die Erfüllung sich nicht lange abweisen lassen wird. Wir können aber auch hieraus schon die Ueberzeugung gewinnen, daß wir noch nicht den Höhepunkt der Vollkommenheit erreicht haben, und daß wir

etwas Besseres thun können, als die Hände in den Schooß zu legen und in der Vollseligkeit des Quietismus auszurufen: „Siehe da, es ist Alles gut!"

Was vor allen Dingen Noth thäte, wäre aber dem abstrakten Preußenthum, das in der letzten Zeit zur trostlosesten Dürftigkeit zusammengeschrumpft war, durch Wekkung des Gemeinsinnes einen reichern Inhalt zu geben. Es braucht jetzt kein Geheimniß mehr daraus gemacht zu werden, daß dieser fast ganz erstorben war, und daß unser Volksgefühl es höchstens nur zu dem Ausdrucke brachte: „Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?" Das Bewußtseyn des Staates war entweder ein geheimes oder es war ein äußerliches. Es war in dem kleinen Kreise der Eingeweihten concentrirt, und dem Laien wurde es nur durch die auswärtigen Zeitungen in der Form des Geklätsches oder des heuchlerischen Raisonnements zu geführt.

Glücklicherweise ist seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. eine Aenderung hierin eingetreten, und uns wieder eine frische Anregung gekommen. Der Schleier, welcher das Bild des Staates so lange unserm Auge verhüllt hat, fängt an, sich zu lüften. Ueberall tauchen Reformvorschläge auf, und es spricht sich in diesen die Ueberzeugung aus, daß, wenn auch die Grundlage unsers jetzigen Staates eine haltbare sei, doch es in den einzelnen Einrichtungen Vieles zu bessern und zu vervollständigen gebe, um sie mit dem Gesammtprincipe mehr in Einklang zu bringen oder das Einfressen des Rostes zu verhüten, den lange Unthätigkeit angesetzt hat. Vor Allem müssen wir es als einen wichtigen Fortschritt betrachten, daß der Presse wieder eine freiere Bewegung

gelassen worden ist. Unter der Herrschaft des Schweigens kann man sich leicht überreden, daß die Schäden nicht vorhanden sind, weil sie nicht besprochen werden dürfen; sie existiren aber darum nicht minder, und je länger man sie ignorirt, desto tiefer fressen sie sich ein. Freie Beleuchtung der vorhandenen Mängel ist der erste Schritt zur Abhülfe, wenn man auch oft das Gegentheil glaubt. Der Kranke ist nicht darum krank, weil der Arzt ihm ein Recept verschreibt, sondern der Arzt verschreibt ein Recept, weil die Krankheit da ist.

Unsere Sache ist es, dem Impulse, der uns gegeben worden ist, entgegen zu kommen und uns in eine würdige Stellung zum Staate zuversetzen. Die einzig würdige ist aber die, daß wir uns als Staatsbürger betrachten, oder wenn wir es noch nicht im ganzen Umfange sind, es zu werden streben, daß wir uns also mit dem Staate und seinen Zwecken identificiren, und daran arbeiten, daß er zu der Stufe emporgehoben werde, auf welcher er dem höchsten Begriffe entspricht. Dann muß aber unser Bürgerthum ein thätiges, freies und selbstbewußtes sein. Nur mit einem solchen kann auch dem Staate gedient sein. Ein jetzt mit Recht verschollener Schriftsteller hat einmal die Begeisterung der Freiheitskriege mit dem pflichtschuldigen Herbeieilen der Löschmannschaft zu einer Feuersbrunst verglichen. Eine solche Ansicht setzt Knechte, aber nicht freie, selbstbewußte Bürger voraus. Die Geschichte hat uns zur Genüge gezeigt, wie schwach ein Staat ist, der nur auf den Zwang und dienstpflichtigen Gehorsam der Unterthanen baut, wie stark dagegen derjenige, der auf die Gesinnung und freie Anhänglichkeit seiner Bürger gestützt ist, was freilich nur

da möglich ist, wo in den Bürgern die Ueberzeugung lebt, daß sie mit dem Wohl des Staates nur das ihrige fördern.

Dahin müssen wir streben, statt uns immer die alten Litaneien vorzusingen, die uns nur einschläfern können. Gelegenheit zur Regsamkeit ist uns jetzt geboten. Zeigen wir, daß wir mit unserer vielgerühmten Schulbildung auch Etwas fürs Leben anzufangen wissen. Wenn das Bewußtsein des Staates in uns Allen lebt, wenn auch dieser, als aus dem Gesammtbewußtsein hervorgegangen, sich darstellt und dasselbe in seinem ganzen Umfange anerkennt, dann mag Jeder von uns stolz ausrufen: „Ich bin ein Preuße!“

Die Volksschule als Staats-Anstalt.

Wenn wir die Volksschule nicht bloß als eine A-B-C-schule betrachten, in der den Bauernjungen die Buchstaben-Kenntnisse beigebracht und der Katechismus eingebläut werden soll, sondern als eine Anstalt, welche für die Erziehung und Bildung der großen Volksmasse zu sorgen hat, so kommt es vor Allem darauf an, ihr eine feste und entschiedene Stellung im Leben zu sichern. Diese fehlt aber der Volksschule noch. Sie schwankt zwischen Gemeinde, Kirche, Staat; diese Unsicherheit wird ihr im höchsten Grade nachtheilig, und sie ist der Hauptgrund, wegen dessen die Entwickelung des Volksschulwesens seit einigen Jahrzehnten keine Fortschritte macht, die Kirche sucht sie vom weltlichen Wege ab- und auf den Kirchenweg zurückzuleiten. Der Staat verlangt von ihr eine Einwirkung auf die Volkssittlichkeit, und die Gemeinde erhebt wieder andere Anforderungen. Die Volksschule soll bald dies bald jenes sein, und wer dreien Herren dienen muß, hat einen schlimmen Stand.

Die Volksschule in ihrem jetzigen Zustande ist trotz Allem kein rein kirchliches Institut mehr. Von den Schu-

len früherer Jahrhunderte konnte eher mit einigem Rechte behauptet werden, daß sie im Dienste der Kirche standen. Das Leben war damals noch geschieden in ein irdisches Jammer- und ein himmlisches Jubeldasein. Mit dem Jammerthale dieser Welt hatte die Kirche gar nichts zu thun; sie verwies nur auf das Jenseits. Erde und Himmel standen nicht in Verbindung, sondern als feindliche Gegensätze sich gegenüber. Dieses Princip beherrschte auch die Schule. Die Kinder lernten, nicht etwa Denken — das brauchte ein Christ damals nicht — oder Rechnen und Schreiben, — das konnten die, welche es brauchten, sich anderwärts erwerben — sondern Lesen, — damit sie sich mit Gottes Wort bekannt machen könnten, — und den Katechismus hersagen. Von Bildung für's öffentliche Leben konnte gar nicht die Rede sein. Die Bauern waren Sachen, die alle ihre Rechte und Freuden im himmlischen Hypothekenbuche eingetragen fanden. Man kann diesen Schulen nicht den Vorwurf machen, daß sie nicht für ihre Zeit gepaßt hätten. Sie waren wie das Volk und ihre Zeit. Sie haben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hineingeragt. Allmählig haben sie aber einem andern Princip weichen müssen. Man kam nach und nach zur Einsicht, die Erde gehöre auch zu Gottes Welt, sie sei nicht ein abgerissener Brokken von der Schöpfung, sondern ein organisches Glied; sie sei nicht bloß ein Jammerthal, sondern ebenfalls ein Himmel. Mit dieser Ansicht vertrugen sich jene Schulen nicht. Der Zeitgeist schuf neue, in denen der Mensch nach allen seinen Anlagen und Kräften aufgefaßt wurde. Das politische, sociale, industrielle Element machte sich geltend; der Katechismus allein genügt nicht mehr. Das

religiöse Bedürfniß läuterte sich aus dem Schlamme des mittelalterlichen Dogmenthums zur Freiheit der Kinder Gottes. Indeß drangen die neuen Anforderungen doch nur sehr allmählig durch. Als der Minister v. Zedlitz verlangte, daß in den Volksschulen etwas Geographie gelehrt werden solle, nannte man ihn einen „Desertions-Beförderer". Gegen das Schreibenlernen hatte man auch wichtige Bedenklichkeiten. Die Mädchen, meinte man, würden Liebesbriefe schreiben, und aus den Jungen bilde man Querulanten.

Die Schulen nach dem alten Styl, welcher es nicht nöthig hielt, für dieses Leben zu bilden, gelten, wo sie sich finden, nur noch als Ausnahmen. Sie fühlten es und zeigen es deutlich in der Art, wie sie sich absperren. Sie schämen sich, wenn man hineintritt. Sie verdienen unser Mitleid, aber es darf nicht so weit gehen, den vorangegangenen Zug der rüstigen aufzuhalten oder zurückzudrängen.

Die Volksschule hat in der letzten Hälfte des vorigen, noch mehr aber in diesem Jahrhundert eine Aufgabe erhalten, die sie in der Abhängigkeit von der Kirche nicht lösen kann. Darum hat sie dieselbe auch größtentheils schon abgelegt oder zersprengt. Und wenn man auch von vielen Seiten noch so emsig bemüht ist, das Zerrissene zuzunähen, die morschen Nähte halten den Stich nicht. Die Volksschule des 19ten Jahrhunderts mit ihrer von den ehemaligen bloßen Kirchen- und Christenthums-Schulen verschiedenen Aufgabe kann in ihrer Entwickelung so wenig aufgehalten werden, wie irgend ein anderes Produkt, das seine Faktoren in der Geschichte hat. Schleiermacher, obgleich selbst Theologe,

sagt: „Abhängig von der Kirche in ihrer äußern Erscheinung darf die Schule nicht sein. Nothwendig bedarf es eines eigenen Rathes der Schule, der aus Schulmännern zu bilden, dem aber kirchliche Beamte beizuordnen sind. Auch nehmen wir eine gewisse Verbindung der Schulen unter sich als erforderlich an, wodurch das ganze Leben der Schule zu einem bewegteren wird."

In Preußen hat die Schule längst aufgehört, als ein rein kirchliches Institut betrachtet zu werden. Seit der Staat der Volkserziehung sich anzunehmen für nöthig befunden, hat er auch die Volksschule zu immer größerer Selbstständigkeit herangebildet, und wie die Ereignisse der für Preußen so kritischen Napoleonischen Epoche gelehrt, nicht zu seinem Nachtheil. Preußen hat seine Stärke in seiner Intelligenz, und ein so durchgebildetes Volk wie das Preußische giebt es wohl kaum. Während z. B. in Frankreich und England die Intelligenz an den obern Schichten der Gesellschaft haftet, findet man in Preußen in der ärmlichsten Hütte eine gewisse Summe von Schulkenntnissen. Indeß sind wir noch nicht am Ziele. Je weniger es bezweifelt werden kann, daß Preußens Größe auf die Bildung seines Volks gegründet ist, um so weniger kann man in Abrede stellen, daß die Volksschule dazu berufen ist, bei der Aus- und Fortbildung des Volks eine Rolle zu spielen. Je freier die Volksschule, desto besser steht es mit der Volksbildung. Je durchgebildeter ein Volk, desto inniger ist es mit seiner Regierung verbunden; desto größerer Opfer ist es zur Zeit der Noth fähig, desto freudiger bringt es dieselben; je höher heben sich die Gewerbe; je größer ist

die Achtung, die es dem Auslande einflößt; — ein sich selbst bewußt gewordenes Volk aber ist ein unüberwindliches. „Der Schullehrer, sagt Lord Brougham, ist der Beherrscher unserer Epoche; sein Alphabet ist mächtiger als das Soldaten-Bayonnet." Und umgekehrt: Je unfreier die Volksschule, je mehr von priesterlichem Einflusse beengt, je klerikaler, desto elender ist sie selbst; desto kümmerlicher ist ihr Einfluß auf's Volk, desto beklagenswerther steht es mit der Volksbildung. Sie trägt nur noch den Namen „Volksschule" usurpatorischer Weise, und sie ist nichts als eine verderbliche Waffe in den Händen der Priester zur Verdummung des Volks oder für andere ultramontane Zwecke. Man denke nur an die Italienischen Staaten, an Spanien, an Portugal oder an jeden andern Staat, in dem die Schulen in den Händen der Klerisei sind.

In Deutschland ist der Einfluß der Geistlichkeit auf die Schulen, weil von der Regierung abgemessen, nicht mit den genannten Ländern zu vergleichen. Namentlich ist in protestantischen Ländern die Schule mehr oder weniger zu einer schwesterlichen Selbstständigkeit der Kirche gegenüber gelegt. Besonders gilt dies von Preußen, wo die Schulen ihre besonderen Behörden haben — Schul-Deputationen, Schulräthe, Schul-Kollegien u. s. w., und wenn auch Geistliche die Aufsicht führen, so geschieht es doch nur, weil die Regierung sie damit beauftragt hat. Wenn nun auch anerkannt werden muß, daß die Volksschule in Preußen sich schon einer recht achtungswerthen Selbstständigkeit erfreut; so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß es noch immer keine wahre und vollständige ist, und es läßt sich daher der Wunsch nicht unter-

drücken, sie möge durch vollständige Entwickelung den in ihr liegenden, freien Lebenskeim ihrer Bestimmung näher geführt und zur Lösung ihrer Aufgabe auf diese Weise immer mehr tüchtig gemacht werden. Erst dann wird sie die in ihr ruhenden Kräfte ganz entfalten und die zu lösenden Aufgaben würdig lösen können, wenn sie zur Staats-Anstalt erklärt wird. Das Volk bildet den Staat. Die Volksschule bildet das Volk. Daher kann es keinem Zweifel unterliegen, daß nur der Staat ihr einziger und rechtlicher Patron sein kann. Jetzt weiß eigentlich die Schule gar nicht, wem sie angehört. Sie ist Gemeinde-Anstalt, weil die Gemeinde den Lehrer bezahlt, das Schulhaus baut und erhält. Vollständig aber auch nicht. Denn die Gemeinde darf sich die Schullehrer nicht selbst anstellen und wählen, nicht ihre eigene Schul-Ordnung bilden, nicht das Schulgeld beliebig festsetzen, was ihr gestattet sein müßte, wenn die Schule bloß der Gemeinde gehörte. Es würde dann zwischen Gemeinde und Lehrer ein einfaches Kontraktsverhältniß stattfinden. Der Lehrer wäre in diesem Falle ein bloßer Gemeinde-Beamter und Niemand verantwortlich als der Gemeinde. Dieß ist aber Alles nicht der Fall. Es hängt schon gar nicht von dem Willen der Gemeinde ab, ob sie eine Schule haben und einen Lehrer anstellen will; sie wird vielmehr vom Staate dazu gezwungen, die Grundherrschaft wählt den Lehrer, aber wiederum nicht unabhängig, sondern vielmehr aus der Zahl der Subjekte, welche der Staat zur Annahme eines Lehrer-Amtes für tüchtig erklärt hat. Diese Wahl muß aber wiederum vom Staate bestätigt werden; und ist dies geschehen, kann weder Grundherrschaft noch Gemeinde den Lehrer entlassen. Der Lehrer steht unter

Garantie des Staates, der auch den Lehrplan genehmigt, die Schulbücher, wie die ganze Schule überwacht und sich jährlich durch seinen Beamten, den geistlichen Schul-Revisor, Bericht erstatten läßt. Also reine Gemeinde-Anstalt ist die Volksschule nicht. Diejenigen, welche einen Gegensatz von Kirche und Staat annehmen, behaupten noch, daß da die Kinder zunächst zu frommen Gliedern der Kirche zu erziehen seien, ehe sie tüchtige Glieder des Staates würden, der Staat unmöglich ein christlicher sein könne, welcher die Bildungs-Anstalten, in denen die Kinder, um einst christlich zu denken, zu leben, zu lieben, zu glauben u. s. w. den Grund legen sollen, von der Kirche losreißen wolle. Diesterweg bezeichnet, die Ansicht, welche einen Unterschied zwischen Bildung für die Kirche und Bildung für den Staat macht, als eine der dicksten Finsterniß des Mittelalters angehörige, und das scheint sie in der That zu sein.

Daß die Volksschule Staats-Anstalt werde, fordert die Einheit und Selbstständigkeit des Schulwesens. Die Schule ist wie Haus, Kirche und Staat bloß um der Menschen willen da. Die Frage kann hier bloß sein, in welchem Falle leistet eine Schule mehr, wenn sie Privat-, Gemeinde- oder Staats-Anstalt ist. Wir können uns wohl unbedingt für das Letztere entscheiden, da wir eine gute, wohlwollende Regierung vor Augen haben. Nicht etwa der Wunsch der Lehrer, Staatsdiener zu werden, kann hier entscheidend werden, sondern der Umstand, daß die Volksschule nur als Staats-Anstalt zur höchsten Einheit und Selbstständigkeit gelangt, und mithin den größten Einfluß auf die Bildung des Volks haben kann, legt der Regierung die Verpflichtung auf, der Schule diese

freie Stellung anzuweisen. Der Zweck des Staates fordert es, denn wozu anders sind die Menschen zusammengetreten und haben Staaten gebildet, wenn sie es nicht deshalb thaten, um ihre Bestimmung als Menschen leichter, allseitiger und vollständiger zu erreichen! Der höchste Zweck des Menschen, der ein Glied des Staates bildet, ist die höchste Entwickelung seiner geistigen Kräfte, behufs ihrer Anwendung zum allgemeinen Besten. Ist es aber wahr, daß die Schule nur als eine organisirte Anstalt ihre ganze Kraft entwickeln kann, so tritt die Nothwendigkeit einer Maßregel, die schon vielfach gewünscht worden, deutlich und widerspruchslos hervor.

Jeder wohleingerichtete Staat besitzt in allen seinen Einrichtungen das Princip der Einheit. So hat der Preußische sein sämmtliches Militairwesen unter Eine Oberaufsicht gestellt. Die Macht gehört dem Staate. Es giebt kein Bataillon in der ganzen Armee, das halb einer Gemeinde, halb der Kirche angehört, obgleich das Heer ebensowohl zum Schutz der Kirche wie der Gemeinde besteht. Jeder Unteroffizier weiß, wem er dient, er kennt seinen nächsten Vorgesetzten. Das gilt nicht vom Preußischen Volksschullehrer. Ihm befiehlt bald der Gutsherr als Patron, bald der Ortsrichter, der Schulvorsteher, auf dem Dorfe der Geistliche als Revisor, in der Stadt der Bürgermeister, die Schuldeputation, der Magistrat, dann der Superintendent, der Schulrath u. s. w. Wo die Gewalten sich scheiden, wo ihre Existenz aufhört, das weiß Niemand, sie selbst wissen es nicht.

Die Schule dagegen ist zerrissen. Ein Theil des Schulwesens gehört dem Staate ganz, ein anderer halb, und es giebt Schulen, die halb staatisch, halb städtisch

sind. So sind die Universitäten, die Gymnasien, die Seminarien, eine Menge anderer Bildungs-Anstalten, Staats-Institute. Warum hat der Staat diese Bildungs-Anstalten für die seinigen erklärt? Warum läßt er zur Bildung einer Universität nicht die dabei Betheiligten zusammentreten? Es kommt Aehnliches ja in Ländern, wo das Schulwesen freigegeben, auch vor. Die Frage ist leicht beantwortet. Es würde nämlich um die höhere Bildung des Volks traurig aussehen, wenn die Existenz der Universitäten von dem Willen der Privatgesellschaften abhängig wäre. Dennoch fordert das Prinzip eine solche Einrichtung. Entweder muß jede Schul-Anstalt, die als Glied zur vollständigen Bildung des Volks nothwendig ist, Staats-Anstalt sein oder keine. Ein Grund, Gymnasien, Seminarien, Universitäten u. dergl. für Staats-Institute zu erklären und die Volksschule nicht, dürfte schwer aufzufinden sein; und wenn auch Gründe angegeben würden, so möchten sie doch wohl gegen das Princip nicht haltbar sein. Man kann nicht sagen, daß Universitäten, Gymnasien mehr der Unterstützung bedürften, weil sie etwa nothwendiger wären, der Staat gebildeter Diener bedürfe. Erstlich haben es die höhern Bildungs-Anstalten mit den obern Klassen der Gesellschaft zu thun, denen mehr Mittel zur Befriedigung ihres Bildungsdranges zu Gebote stehen. Sodann gebraucht der Staat so nothwendig wie gebildete Diener ein gebildetes Volk, denn die Diener sind nur wegen des Volkes da und das Volk ist der Staat selbst. Da der Staat Universitäten, Gymnasien u. s. w. zu seinen eigenen Instituten erhoben hat, so muß er der Meinung sein, daß die Anstalten so besser ihren Zweck erreichen, als wenn sie Pri-

vatgesellschaften oder Gemeinden überlassen würden. Darum ist aber zu wünschen, daß das Princip consequent durchgeführt und das Schulwesen als Sache des Staates betrachtet werde. Warum soll irgend eine höhere Anstalt ein Vorrecht haben, das sich durch nichts begründen läßt? Die Bildung des Volks ist so nothwendig wie die des Gelehrten; und wenn es Leute giebt, die mehr lernen wollen als andere, so mögen sie dies, aber sie mögen auch die Anstalten dafür beschaffen und unterhalten. Wenn man aber erkennet, daß auf diesem Wege nichts herauskomme, so muß man das ganze Schulwesen aus derselben Kasse bauen. Wie kommt der arme Landmann dazu, daß er erstens für sein halbes Dutzend Kinder das Schulgeld zahlt, die Schule seines Orts bauen, den Lehrer unterhalten hilft und auch noch seinen Steuerbeitrag zur Unterhaltung des Gymnasiums und der Universität giebt, auf welchen Anstalten ein reicher Junker studirt?

Für die Volksschulen, ja für das gesammte Schulwesen ist ehe kein Heil, als bis es zur Staats-Anstalt erklärt ist.

Welche Folgen wird dieß haben? Die erste wird sein, daß ein Zusammenhang in das ganze Schulwesen des Staates kommt. Es wird als ein Ganzes organisirt. Der Staat fragt, welche Anstalten überhaupt zur vollständigen Durchbildung des Volkes in jeder Beziehung und Richtung nöthig sind. Da werden sie hervortreten, die Elementar-, Volks-, höheren Bürger- und Realschulen, die Sonntags-, die Gewerbschulen für's Volk, die Gymnasien und Universitäten für die, welche

eine akademische Laufbahn zu machen haben; die Kriegs-, See-, Bauschulen u. s. w.

Ein Ministerium des Unterrichts in der Hauptstadt aus sachverständigen Pädagogen jeder Richtung bestehend, leitet das sämmtliche Schulwesen als einen Organismus. Leben ist nur da, wo Alles in einander greift, wo das Höhere auf dem Niedern fußt und kein Gebäude ohne Ausbau ist. Wo das Schulwesen nur fragmentweise vorhanden ist, da fühlt man keine Lücken, aber sie würden sogleich auch in dem unsern hervortreten, wenn es sich als organisches Ganze darstellte. So fehlen, um nur auf einen Punkt hinzuweisen, Seminare zur Bildung der Lehrer an Gymnasien, Seminarien, höhern Bürger- und Realschulen. *)

---

*) Wer diesen Gegenstand ausführlicher besprochen wünscht, den verweisen wir auf eine unter demselben Titel erschienene Schrift von K. F. W. Wander.

Religiöse Caricaturen.

Gott bewahre mich vor meinen Freunden! so muß der religiös Gesinnte ausrufen, wenn er auf so viele überspannte, unreine und unsinnige Bestrebungen hinblickt, welche das Gebiet der Religion zu ihrem Tummelplatz erwählt haben, und welche nur geeignet sind, Ungunst und Mißtrauen gegen diese überhaupt zu erregen. Zu diesen rechnen wir auch die Richtung, welche darauf ausgeht, den geistigen Kern des Christenthums mit einer grobsinnlichen Schwulst zu umhüllen und zu entstellen. Man scheint hier zu vergessen, daß das Christenthum eine Religion des Geistes ist. Die Religion bringt allerdings ihre Wahrheiten nicht in der Form des reinen Begriffs zum Bewußtsein, eben weil sie sich an das allgemeine Bewußtsein wendet; sie giebt Anschauungen, Vorstellungen, Bilder, durch welche die Vermittelung mit dem Geiste herbeigeführt werden soll. Das Wesentliche ist aber immer der geistige Gehalt, den das Unwesentliche, die sinnliche Form, nicht so umranken darf, daß er erstickt wird

Man hat dem Christenthume oft seine wunderbare Schmiegsamkeit nachgerühmt, vermöge welcher es Allen Alles sein könne; es wird sich also den Formen des Bewußtseins anbequemen, auch der rohsten, doch nicht um zu derselben herunterzusinken, sondern um dieselbe zu sich heraufzuziehen und durch allmähliges Abstreifen der sinnlichen Hülle ein höheres Verständniß, eine geistigere Auffassung vorzubereiten. Die Missionaire, welche den wilden Völkern das Evangelium zuführen, mögen mit Recht die sinnliche Seite vorzugsweise hervorkehren, weil sie es mit dem Bewußtsein auf seiner niedersten Stufe zu thun haben. Aber will man auch uns mit der leeren Hülse befriedigen? Die Folge kann nur sein, daß das gebildete Bewußtsein, wenn es hier keine Befriedigung findet, sie anderwärts sucht, und daß der Bruch zwischen ihm und der Religion sich immer mehr erweitert. Das ungebildete kann auf diese Weise nur zur Verdumpfung geführt werden.

Doch mehr als alle Worte wird vielleicht ein Beispiel fruchten, welches der neuesten Gegenwart entnommen ist. In einer im Jahre 1842 in Berlin erschienenen Schrift (Sammlung kleiner geistlicher Schriften von J. Goßner) finden wir ein Bild, welches der krassesten Phantasie entsprossen ist. Es erhebt sich ein abgegrabener dürrer Baum, unten von Blumen umrankt. An diesem Baume sitzt eine klägliche Gestalt mit gefalteten Händen, nackt, nur die parties honteuses leicht umhüllt; dieß Jammerbild ist ein Sünder, oder vielmehr der Sünder. An seinem linken Arme ist ein Strick befestigt, welchen eine

Ungestalt, ein mixtum compositum von Affe, Bock und Mensch, der leibhaftige Teufel, hält. Zu seiner Linken steht eine Engelsgestalt, natürlich mit dem obligaten Flügelpaar, aus deren Mund die Worte tönen: „Vertraue auf Gott!" Zu seiner Rechten der gute Hirt, aus dessen Mund der Spruch geht: „Siehe das Lamm Gottes!" Dieses thront auf einen Blumenhügel mit einem Kreuzstab und einen Fähnlein dran. Oben in den Wolken schwebt eine Gestalt, die wir ungenannt lassen, um nicht die Blasphemie zu theilen.

Ein in demselben Geiste verfaßter Kommentar klärt uns über die Bedeutung des Bildes auf. Wir glauben kein unnützes Werk zu thun, wenn wir ihn nach seinen Hauptzügen mittheilen.

„Du siehst da einen armen, nackten, zitternden Sünder unter einem dürren Baume sitzen, den der Teufel am Stricke hat, um ihn in den Abgrund der Hölle zu stürzen, die ihren feurigen Rachen gegen ihn aufsperrt, um ihn zu verschlingen.

1) Warum ist er nackt und bloß? 2) Warum unter einem dürren Baume? Warum am Stricke des Satans? 4) Warum der Rachen der Hölle gegen ihn aufgesperrt?

Der Sünder ist nackt und bloß, weil er das Kleid der Unschuld und Gerechtigkeit, welches er in der Taufe erhalten, verloren, die Güter und Schätze der Gnade verschwendet hat. Die Sünde, der er sich ergeben, hat ihm so rein ausgezogen und geplündert, ihm Kinder- und Erbrecht zum Himmel genommen. Er ist ohne Gott,

ohne Christus, ohne Hoffnung in der Welt. Er steht da in der jämmerlichsten Blöße, ein Greuel in den Augen Gottes und aller Gerechten. Er hat weder Recht noch Anspruch auf Gottes Reich und Seligkeit. Er ist entblößt von allem Guten, er ist die ärmste Kreatur, wenn er auch der reichste, gelehrteste und geschickteste Mann wäre. Wenn er erscheinen will beim Hochzeitmahle des Lamms, so wird er abgewiesen und hinausgeworfen; es wird heißen: Freund! wie bist du hereingekommen, und hast kein Hochzeitkleid an, bist du so nackt und bloß? — Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähnekirschen ist.

Eine solche Räuberin und Mörderin ist die Sünde; so nackt und bloß, so arm und elend macht sie den Sünder.

Der Sünder gleicht einem dürren Baume, weil er ohne Früchte der Gerechtigkeit ist.

Gott hat Dich, o Sünder! in seinen Garten, in die Kirche verpflanzt, daß Du sollst wachsen, blühen und Früchte der Gerechtigkeit tragen; dazu pflegte er Dich, wie ein fleißiger Gärtner sein Bäumchen. Er gab Dir alle Mittel zur Seligkeit, Gottes Wort und Sakramente, die wie Sonnenschein, Thau und Regen, Wachsthum und Gedeihn, Fruchtbarkeit und Segen vom Himmel herab in Deine Seele gebracht hätten, wenn Du sie aufgenommen, eingelassen, Dich ihrer recht bedient und sie in Dir hättest wirken lassen.

Aber Du hast durch den Betrug der Sünde dein

Herz dagegen verhärtet und versteinert, daß der Regen, Thau und Sonnenschein der Gnadenmittel Gottes bei Dir nicht eindringen, nichts auf Dich wirken können. Der Same des göttlichen Worts ist bei Dir auf steinigten Boden, oder unter die Dörner der zeitlichen Sorgen, Reichthümer und Wollüste gefallen; der Thau und Regen der heiligen Sakramente ist bei Dir durch leichtsinnigen, mechanischen Gebrauch oder Nichtgebrauch derselben vereitelt oder abgeleitet worden. Darum ist der Baum der Liebe und Hoffnung in Dir abgestorben, und von der Hitze und Brunst der sündlichen Lüste ausgebrannt, verdorrt, ohne Blätter, ohne Blüthe, ohne Frucht, ohne alle Freude und Zierde! Darum bist Du ein kahler, nackter, unfruchtbarer, erstorbener Baum, der zu nichts taugt, als umgehauen oder ins Feuer geworfen zu werden.

Der Sünder ist in den Stricken des Satans, weil er ein Sklave und Knecht desselben ist und seinen Willen thut.

Die Stricke des Satans, mit dem er die Sünder gefangen hält, sind theils grobe, theils feine Stricke.

Die groben Stricke sind: Unzucht, Hurerei, Ehebruch, Geiz, Wucher u. s. w. u. s. w.; Spielen, Tanzen und andere sinnliche rauschende Lustbarkeiten, wo die Menschen ganz betäubt, berauscht und verblendet werden von der sinnlichen Lust, dem irdischen Vergnügen, so daß sie Gott und Ewigkeit, ihre Seele und Seligkeit darüber vergessen, und in den zeitlichen Netzen, die vergängliche Ehre oder Lust ganz vergraben sind — —

Es giebt auch feinere Stricke des Satans, die um so gefährlicher sind, je weniger sie bemerkt werden, und in denen eben so viele Christen gefangen sind. Diese sind: Eigenliebe, Eigenwille, Eigennutz, Ehrsucht u. s. w. u. s. w. — —

Das (die Erwähnungen des Teufels) sind nicht nur orientalische und allegorische Redensarten, die nichts bedeuten, wie die leichtfertigen und ungläubigen Menschen meinen, daß der Teufel nur ein Gedicht, und die Stricke des Teufels nur eine Einbildung seien. Nein, seine Gewalt über die Bösen ist kein Traum, keine leere Einbildung, kein Gedicht; die heilige Schrift redet überall davon und bezeugt uns, daß der Satan eine große Macht und Gewalt habe über die Sünder, die sich von ihm bethören lassen; sie bezeugt uns, daß die ganze Welt, alle bösen Menschen im Argen liegen, d. i. in Satans Gewalt, daß er der Gott dieser Welt, der Fürst der Finsterniß sei und wie ein brüllender Löwe umherschleiche und suche, wen er verschlinge, daß er die Menschen verblende, verführe und ins Verderben stürze.

Ein Kind der Hölle ist der Sünder, weil er den Fürsten der Hölle dient und gehorcht; das sagt uns das untrügliche Wort Gottes. — —

Sieh, o Sünder! was Deiner wartet — die Hölle mit allen ihren Schrecken und Peinen! Die Hölle steht offen für dich, sie sperrt ihren feuerigen Rachen auf gegen Dich und droht Dir, Dich in ihren Abgrund zu ver-

schlingen. Du weißt nicht wann. Es kann aber alle Tage, alle Stunden geschehen, daß Du, ehe Du Dich umstehst, im Abgrunde der Hölle liegst; Du wandelst mit jedem Schritte auf der Hölle umher, bist alle Augenblicke in Gefahr, hineinzustürzen. Ein schneller Todesfall, ein unvermuthetes Unglück, das Tausenden begegnet, kann Dich, Kind der Hölle, plötzlich an deinen verdienten Ort liefern und in die Flamme begraben, die kein Wasser mehr löschen kann, wo Du ewig heulen und zähneknirschen mußt; wo keine Erlösung, ewig, ewig, ewig keine Erlösung mehr sein wird!!!!"

Auch werden hier geistliche Lieder beigebracht, die größtentheils einen mehr unheimlichen und komischen, als einen erbaulichen Eindruck machen.; z. B.

O, du Heil der kranken Sünder!
Quell, aus dem das Leben springt!
Selbst das Pflaster und Verbinder!
Dessen Kur allzeit gelingt.
Salbt dein Kraft-Oel meine Wunden,
O, so hab' ich Heil gefunden.

Oder:

Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden
Und in der Huld des treusten Hirten stehn!
Kein höhrer Stand ist auf der ganzen Erden,
Als unverrückt dem Lamme nachzugehn.
Was alle Welt nicht geben kann,
Das trifft ein solches Schaf bei seinem Hirten an.

Hier findet es die angenehmsten Auen,
Hier wird ihm stets ein frischer Quell entdeckt.

Kein Auge kann die Gnade überschauen,
Die es bei ihm im reichsten Maaße schmeckt.
Hier wird ein Leben mitgetheilt,
Das unaufhörlich ist und nie vorüber eilt.

Noch unheilvoller scheint uns die religiöse Polemik gegen die Vernunft; man bemüht sich, das Verhältniß von Glauben und Vernunft als das einer unversöhnlichen Feindschaft darzustellen, als ob, wer nicht gänzlich auf den Gebrauch seiner Vernunft verzichte, nicht in das Himmelreich eingehen könne. Der Gipfelpunkt dieser Ansicht müßte also die Unvernunft sein. Wie sehr man auch den positiven Gehalt der Religion anerkennen möge, so soll er doch kein äußerlicher bleiben, sondern wir sollen uns seiner Vortrefflichkeit bewußt werden, was wir doch nur vermittelst der Vernunft könnten. Eine solche Excentricität, welche nur die Folge haben kann, die Wohldenkenden und Besonnenen mit Mißtrauen zu erfüllen, sollte am allerwenigsten innerhalb des Protestantismus auftauchen, der uns so ausdrücklich zur Prüfung auffordert. Haben diese Fanatiker auch bedacht, daß das grenzenlose Eifern gegen die Vernunft implicite eine beleidigende und gefährliche Voraussetzung gegen die Religion enthält, die nämlich, daß dieselbe die Prüfung der Vernunft und der Kritik nicht vertragen könne? Oder wollen sie uns zu diesem Resultate führen?

In einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift: „Schelling der Philosoph in Christo," triumphirt ein Gläubiger über die wirkliche oder vermeinte Bekehrung dieses Philosophen und seinen Abfall von der Philosophie. Man

könnte ihm seine Freude gönnen, aber er glaubt, wie es scheint, daß seine Arbeit nur halb gethan sein würde, wenn er nicht der Vernunft einige derbe Gnadenstöße versetzte. Die natürliche Vernunft soll nicht fähig sein, auch nur das Dasein eines Grashalms zu beweisen, sie soll mit allen ihren Demonstrationen, Gründen und Schlüssen keinen Hund vom Ofen locken und gar nicht zum Göttlichen hinauf können, weil sie in ihrer Klugheit immer auf dem Boden liegen bliebe. Die Vernunft ist ganz und gar untauglich zur Erkenntniß des Wahren und kann nur leere hohle Hirngespinnste zu Tage fördern, die gar nicht das Recht haben zu existiren. Es ist sehr richtig und muß immer wiederholt werden, daß die verfinsterte Vernunft des Menschen ganz und gar untüchtig ist und des Ruhmes mangelt, den sie vor Gott haben sollte. Es ist ein Frevel gegen den Allerhöchsten, ihn mit der durch die Sünde und die Vernunft befleckten Vernunft erkennen zu wollen, ja, diese, allen Lüsten dieser Welt, allen Versuchungen des Satans hingegebene Vernunft über Gott selbst zu setzen, und das thun die Weltweisen doch, indem sie Gottes Wort mit dieser ihrer verworfenen Vernunft kritisiren, was ihnen nicht gefällt, herauswerfen, ja nicht allein die Heiligkeit der Bibel, sondern das Dasein Gottes selbst mit frevlerischen Händen antasten und läugnen, um sich selbst an seiner Statt zum Gott zu machen. Das sind die natürlichen Folgen davon, daß die Vernunft, wie weiland jene Metze in den Bluttagen der Französischen Revolution auf den Thron Gottes erhoben wird und sich unterfängt, die Maßregeln

des allmächtigen Herrn der Welt zu kritisiren. Darum werfe man die Vernunft aus dem Christenthum hinaus ins Heidenthum; da kann sie sich gegen Gott auflehnen und die Welt mit ihren Lüsten und Begierden, die wir abgesagt haben, für göttlich halten, alle Sünde und Laster, Greuel der Völlerei und Unzucht, als Tugenden und Gottesdienst beschönigen, und den Selbstmord eines Cato, die Unkeuschheit einer Lais und Aspasia, den Verwandtenmord eines Brutus, den Stoicismus und die Christenverfolgungswuth eines Marcus Aurelius als Muster aufstellen.

Dies ein Pröbchen der gläubigen Polemik, aus welcher nur hervorzugehen scheint, daß der Verfasser mit der Vernunft auf sehr gespanntem Fuße lebt.

Kleiner Krieg.

1.

Wie die Zeitungen uns melden, hat die hiesige Jüdische Gesellschaft der Freunde eine bedeutende Summe zum Kölner Dombau jährlich beizusteuern beschlossen. Man braucht nicht von dem jetzt grassirenden Dombau-Enthusiasmus eingenommen zu sein, um diesen Entschluß zu billigen. Der Enthusiasmus ist durch die Rhein-Dithyrambe und das wiedererwachte Deutschthum hervorgerufen worden; der religiöse Gesichtspunkt soll hierbei nicht in Betracht kommen, sondern gegen den nationalen zurücktreten; Deutschland will durch sein Zusammenwirken zu einem großen Zwecke einen Beweis seiner Einheit geben. Hieran halten sich die Juden. Der Entwurf des neuen Judens-Gesetzes, wie er zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist, beabsichtigt, der Verschiedenheit der Religion wegen, sie in ihren staatsbürgerlichen Rechten zu beschränken, sie als besondere Korporation zu constituiren. Indem sie also zur Vollendung einer katholischen Kirche

beitragen, geben sie den Beweis, daß sie über die religiöse Befangenheit erhaben sind, und daß ihre religiöse Particularität sie nicht abhält, sich einem Unternehmen anzuschließen, das als nationales auftritt.

Bei Gelegenheit dieses Dombaues drängen sich übrigens so viele Fragen und Bedenken auf, daß es wohl erlaubt scheint, einige aufzunehmen. Zunächst wohl das, ob wir verpflichtet sind, ein Werk zu vollenden, dem der ächte religiöse Sinn der früheren Jahrhunderte nicht gewachsen war. Ein unmittelbares Bedürfniß ist nicht vorhanden, die religiöse Begeisterung treibt uns auch nicht dazu; es bleibt also nur die Rücksicht, daß wir die unvollendete Aufgabe einer frühern Zeit aufnehmen, um dadurch zu zeigen, daß auch wir im Stande sind, ein großartiges Werk zu vollführen. Würden wir aber diesen nicht auf eine schlagendere Weise führen, wenn wir unserer eigenen Zeit ein Denkmal setzten. Oder sollte sich ein solches nicht finden lassen? Das wäre ein betrübendes Zeichen unserer Armuth und Verlassenheit. Es ist Thorheit, zu glauben, daß unsere Zeit keinen künstlerischen Stoff aus sich gebäre. Wir können einmal keine Kirchen mehr bauen; wie viel weniger sollen wir die unvollendeten einer früheren Zeit beenden. Laßt die Todten ihre Todten begraben. Bauen wir Schauspielhäuser, Fabriken, Eisenbahnen, errichten wir den großen Männern der Gegenwart Denkmale. Die Schönheit läßt sich überall mit dem Bedürfnisse verbinden. Ferner ist es sehr möglich, daß die Zeitströmung, welche uns überfluthet, sich wieder verlaufe. Die Begeisterung ist aus einem

abstrakten Deutschthume hervorgegangen, und darum ist es sehr wahrscheinlich, daß sie durch eine andere verdrängt werden könne. Haben wir bedacht, zu welchem ungeheuern Unternehmen wir uns solidarisch verpflichten? Wie würden wir uns blamiren, man verzeihe den Ausdruck, wenn wir uns doch zu guter Letzt für insolvent erklären müßten. Die Statue Herrmanns des Cheruskers sollte uns als warnendes Beispiel vorschweben; sie ist aus demselben Drange hervorgegangen, und man weiß jetzt nicht, wo man den Schild und den Speer hernehmen soll!

2.

In der „Vossischen Zeitung“ macht Jemand den menschenfreundlichen Vorschlag, zum Besten der Hamburger Abgebrannten den Steuererlaß eines Jahres zu verwenden. Nur den Steuererlaß eines Jahres, nur eine Bagatelle von 1,500,000 — 1,700,000 Thaler! Damit kann doch der ungeheure Schaden nicht gedeckt werden, und wenn doch einmal etwas Durchgreifendes geschehen soll, so möchten wir lieber gleich die jährliche Einnahme des Preußischen Staates in Vorschlag bringen. Der Proponent hat es gewiß gut gemeint, aber zum Preußischen Finanzminister möchten wir ihn nicht machen. Im Ernste, ist es nicht zu beklagen, daß die edelsten Regungen Anlaß zu solchen Extravaganzen geben müssen?

3.

Auf dem letzten Freiwilligenfeste hat sich der Herr Major Turte die unpassende Mühe gegeben, einen Beinamen für Se. Maj. den König zu erfinden, wovon ihn wahre Hochachtung und richtiger Takt hätte abhalten sollen. Wir sagen unpassend, weil wir für den Herrn Major keine Berechtigung auffinden können, der Geschichte vorzugreifen, die noch selten die Beinamen ratificirt hat, welche den Monarchen während ihres Lebens gegeben worden sind. Auch wir glauben, daß die Geschichte unserm Könige einen Beinamen geben wird, und einen glorreicheren und bezeichnenderen als den hier in Vorschlag gebrachten. Unsere Sache ist es aber, dies abzuwarten, wenn wir nicht den Verdacht der Anmaßung und der Schmeichelei auf uns laden wollen. Mit solcher kann aber einem hochgebildeten und großsinnigen Fürsten am allerwenigsten gedient sein.

4.

Nicht leicht haben Klagen einen herzzerreißenderen Eindruck auf uns gemacht, als die der armen Elementarlehrer, von denen unsere Zeitungen wiederhallen. Hier scheint ein sehr begründeter Nothstand vorhanden zu sein, und es läßt sich um so ehe Abhülfe erwarten, als gerade Preußen sich so große Verdienste um das Volks-Schulwesen erworben, und also auch die Volkslehrer nicht auf die Dauer in einer unwürdigen Stellung wird verbleiben lassen wollen. Früher waren die Volksschulen in den Händen der Unteroffiziere und Dorfschneider, deren bescheidenes Verdienst natürlich auch nur auf eine sehr bescheidene Belohnung Anspruch machen konnte. Seitdem die Schullehrer-Seminarien aber die Volkslehrer zu einer höheren Bildungsstufe emporgehoben haben, müssen sie auch größere Ansprüche an das Leben machen. In unserer Zeit kann nur noch der Ungebildete einen gewissen Comfort des Lebens entbehren; lästige Nahrungssorgen hemmen jeden geistigen Schwung. Die Klagen dieser unfreiwilligen Märtyrer des Gelübdes der Armuth werden gewiß Erhörung finden.

5.

Die Beschwerden der Stände über das Lotteriewesen haben den Erfolg gehabt, daß der Einsatz erhöht wurde und die Verbreitung der Loose möglichst beschränkt werden sollte. Nichtsdestoweniger werden die Gewinne noch immer als Lockspeise in den Zeitungen bekannt gemacht, und die Erhöhung des Einsatzes hat auch der Spielsucht keinen Abbruch gethan. Das war nicht anders zu erwarten, denn hier liegt ein Entweder — Oder vor. Entweder gänzliche Duldung oder gänzliche Aufhebung. Die Halbheit wird keinen Erfolg haben. Aufrichtig gesagt, möchten wir uns nicht für das Oder entscheiden. Der Staat darf den sittlichen Rigorismus nicht zu weit treiben. Die schlechten Leidenschaften sind einmal vorhanden und suchen einen Abfluß. Der Staat kann sie nicht ganz unterdrücken wollen, eben weil es nicht möglich ist; er muß sich begnügen, sie zu überwachen und möglichst unschädlich zu machen. Der Spielsucht im Besonderen liegt der Trieb der Abenteuerlichkeit zu Grunde, der in unserer Zeit kaum noch eine andere Befriedigung findet; dieser läßt sich nicht vertilgen; und wird er öffentlich nicht geduldet, so treibt er im Geheimen sein Un-

wesen. In Frankreich hat man die Spielhäuser unterdrückt: Was war die Folge davon? Es sind eine Menge heimlicher Spielhäuser entstanden, die keine Garantie der Ehrlichkeit geben. In Preußen wäre die Aufhebung der Lotterie vollends nicht anzurathen, da wir von einer Menge fremder Lotterien umringt sind, die hierdurch nur Terrain gewinnen können.

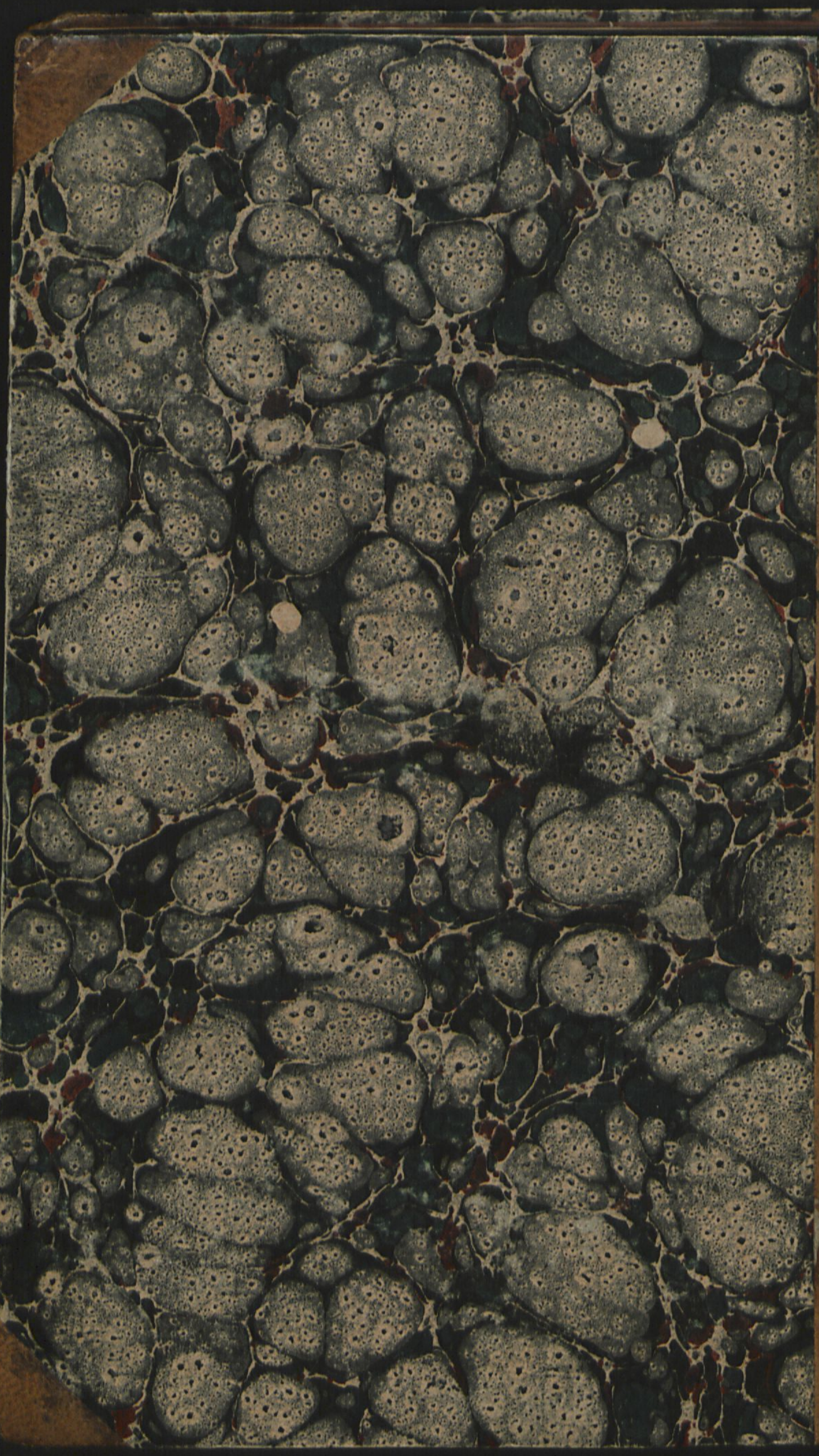
Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

AB:B8064 (1/4.)

ULB Halle
001 589 903
3

56.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-1192015415-240328604-18



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-1192015415-240328604-18

Der Patriot.

---

ländische Fragen.

Von

L. Buhl.

BIBLIOTHEK
des
DOM-GYMNASIUMS
ZU MERSEBURG

Erstes Heft:

Das alte Preußenthum.
Die Volksschule als Staatsanstalt.
Religiöse Caricaturen.
Kleiner Krieg.

DOM-
GYMNASIUM
ZU
MERSEBURG

Berlin, 1842.

Verlag von Wilhelm Hermes.